

SASCHA KNELL

Damit wir (n)irgendwo stehen können

Geschichten und andere menschliche Irrtümer



LESEPROBE

Enthaltene Texte

Der Sterngucker

23. August 2026, 23:03 Uhr (Auszug)

Astronaut



Abgeschlossenes Manuskript · Solothurn · 2026

Der Sterngucker

Kurzgeschichte



Der Pinguin stand am Rand der Kolonie und blickte hinauf in den Himmel.

Über ihm leuchteten Tausende Sterne. Einige strahlten hell, andere waren kaum zu erkennen. Manche schienen stillzustehen, während andere langsam über das Firmament wanderten.

Hinter ihm diskutierte eine Gruppe über das neue Geschäftskonzept von Ralph.

«Ich bin noch nicht sicher, ob sein Start-up markttauglich ist», erklärte einer. «Die Grundidee finde ich gut. Allerdings sehe ich Schwächen bei der Umsetzung und bei der Frage, wie die Dienstleistung an die potenziellen Kunden gebracht werden soll.»

Die anderen nickten nachdenklich.

Ralphs Geschäftsidee bestand darin, Fische zu fangen und sie anschliessend an Pinguine zu verkaufen, die ihre Fische problemlos selbst hätten fangen können.

Alle waren sich einig, dass darin enormes Potenzial lag.

«Und was macht eigentlich der dort drüben?», fragte einer und deutete auf den einzelnen Pinguin.

«Er beobachtet den Himmel.»

«Klingt interessant. Wie deklariert er seine Berufsgattung?»

Die Gruppe schwieg einen Moment.

Schliesslich sagte einer:

«Sterngucker.»

Die anderen nickten.

Damit war alles gesagt.

Von diesem Abend an nannten sie ihn nur noch so.

Wenn er an ihnen vorbeiging, flüsterten sie hinter seinem Rücken.

«Da kommt der Sterngucker.»

«Hat er immer noch keine richtige Arbeit?»

«Offenbar nicht.»

Der Sterngucker störte sich nicht daran.

Die Stimmen hinter ihm verloren sich langsam im Wind.

Doch eine davon kam ihm bekannt vor.

Nicht die Stimme selbst, sondern das Lachen darin. Er hatte es schon einmal gehört – vor vielen Jahren, als er noch klein gewesen war und neben seinem Vater über die weisse Ebene geblickt hatte. Das Eis hatte sich bis zum Horizont erstreckt, wo es mit dem Himmel zu verschmelzen schien.

«Papa, wann bin ich endlich auch so gross wie du?»

Sein Vater hatte leise gelacht.

«Nur Geduld, mein Junge. Du hast noch dein ganzes Leben vor dir.»

Der Kleine hatte weiter in die Ferne geschaut.

«Wenn ich gross bin, will ich die ganze Welt entdecken und erforschen.»

Sein Vater hatte ihn einen Moment lang betrachtet und dann genickt.

«Ja, mein Junge. Das wirst du.»

Einige Pinguine aus der Kolonie hatten das Gespräch mitgehört.

Einer von ihnen begann zu lachen.

«Nein, das wirst du nicht, Junge! Du wirst den Rest deines Lebens hier stehen. Genau hier. Und dabei wirst du dir den Hintern abfrieren.»

Die anderen waren in schallendes Gelächter ausgebrochen.

«Lächerlich, dass dieser Optimismus auch noch von den Erziehungsberechtigten gefördert wird!», hatte einer gerufen.

Der kleine Pinguin senkte den Kopf.

Sein Vater legte ihm einen Flügel auf die Schulter.

«Hör nicht auf sie.»

«Aber vielleicht haben sie recht.»

Der Vater blickte zu den anderen Pinguinen. Sie standen dicht beisammen, lachten und waren sichtlich zufrieden mit sich.

«Sie haben aufgehört, Fragen zu stellen», sagte er. «Das ist nicht dasselbe, wie recht zu haben.»

In der darauffolgenden Nacht blickte der kleine Pinguin zum ersten Mal richtig hinauf in den Himmel.

Er fragte sich, wie weit entfernt die Sterne wohl waren.

Ob es dort oben ebenfalls Eis gab.

Ob vielleicht irgendwo ein anderer kleiner Pinguin stand und zu ihm hinuntersah.

Von diesem Abend an kam er jede Nacht zurück.

Während die Kolonie schlief, beobachtete er den Himmel. Er merkte sich, wo die Sterne standen, welche gemeinsam erschienen und welche im Verlauf der Jahreszeiten verschwanden.

Er gab ihnen Namen.

Da war der grosse Fisch, den niemand fangen konnte. Daneben schwamm der kleine Fisch, der sich nie von ihm trennte. Weiter im Westen entdeckte er einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln.

Niemand sonst konnte den Vogel erkennen.

«Du brauchst einfach etwas Fantasie», erklärte er.

Doch Fantasie galt in der Kolonie nicht als besonders wertvolle Fähigkeit.

Die jungen Pinguine lernten, wie man Fische fing, Stürme überstand und sich bei grosser Kälte möglichst eng an die anderen stellte. Später lernten sie auch, im richtigen Moment ernst zu schauen und zustimmend zu nicken.

Das war wichtig, wenn die Erwachsenen über Dinge sprachen, von denen niemand wirklich etwas verstand.

Der kleine Pinguin wurde grösser.

Seine Fragen blieben.

Was lag hinter dem Horizont?

Wo endete das Eis?

Warum kehrten manche Sterne zurück, während andere für immer verschwanden?

Die Antworten der Kolonie wurden mit den Jahren kürzer.

«Das war schon immer so.»

«Das musst du nicht wissen.»

Oder:

«Such dir endlich eine vernünftige Beschäftigung.»

Viele Jahre waren seitdem vergangen.

Aus dem kleinen Pinguin war der geworden, den sie heute den Sterngucker nannten. Die Stimmen waren älter geworden, ihre Antworten jedoch dieselben geblieben.

Er hob den Blick wieder zum Himmel.

Noch immer stand er am Rand des Eises. Noch immer kam er Nacht für Nacht hierher.

Manchmal sah er Lichter, die wie farbige Vorhänge über den Horizont zogen. Manchmal schoss ein heller Punkt über den Himmel und verschwand, bevor er sich etwas wünschen konnte.

Er sah Stürme kommen und wieder gehen.

Er sah den Mond wachsen und verschwinden.

Und während die anderen Pinguine davon überzeugt waren, dass er sein Leben damit verschwendete, öffnete sich über ihm Nacht für Nacht eine Welt, die keine Grenzen kannte.

Sein Vater war inzwischen alt geworden.

Eines Abends stellte er sich neben seinen Sohn und blickte ebenfalls nach oben.

Lange sagte keiner von beiden etwas.

«Weisst du noch, was du mir als Kind erzählt hast?», fragte der Vater schliesslich.

Der Sterngucker nickte.

«Ich wollte die ganze Welt entdecken.»

«Und?»

Der Sohn betrachtete die Sterne.

«Ich bin noch nicht fertig.»

Sein Vater lächelte.

Dann standen sie schweigend nebeneinander, während über ihnen der grosse Fisch langsam hinter dem Horizont verschwand und der Vogel seine Flügel über den Himmel spannte.

Die anderen hatten recht behalten.

Der Sterngucker stand noch immer auf demselben Stück Eis, auf dem er geboren worden war.

Doch er hatte nie aufgehört zu glauben.

Und so war er der Einzige von ihnen, der die Welt jemals wirklich gesehen hatte.



23. August 2026, 23:03 Uhr

Im Garten · Auszug



Es ist Ende Sommer.

Wie warm es ist, lässt sich nur schwer sagen. Ich trage eine Jeans, ein Leinenhemd aus Saint-Tropez und darüber eine Jeansjacke.

An den Füßen habe ich Flip-Flops.

Vielleicht ist genau das Ende Sommer: oben bereits Herbst, unten noch Ferien.

Das Leinenhemd habe ich von einem Markt in Saint-Tropez. Meine Frau besucht ihn jeweils gemeinsam mit ihrer Mutter, wenn wir dort in den Ferien sind. Ich bleibe lieber mit den Kindern am Meer.

Eigentlich möchte ich nichts von diesem Markt.

Ausser diese vollkommen überteuerten Hemden.

Ich kenne nicht einmal die Marke. Trotzdem sind sie perfekt für mich. Wahrscheinlich auch deshalb, weil ich nicht selbst über den Markt laufen muss, um sie zu bekommen.

Es ist kühl und trotzdem angenehm. Im Garten sind noch immer die Grillen zu hören. Doch in ihrem Zirpen liegt bereits die Ahnung, dass der Herbst bald kommen wird.

Der mystische Nebel, der sich zu Beginn des Herbstes gerne über Solothurn legt, fehlt noch. Der Himmel ist klar. Man sieht die

Sterne und den Mond. Nur eine einzige, lang gezogene Wolke liegt davor.

Wie im Bilderbuch.

In der Ferne höre ich die Autobahn. Je nach Wind ist sie deutlich zu hören, manchmal gar nicht. Heute liegt ihr Rauschen leise hinter den Grillen, als gehörte es zur Nacht.

Es ist eine seltsame Zeit.

Etwas ist noch nicht ganz zu Ende.

Ich bin müde. Ziemlich angeschlagen sogar.

Ich trinke ein Bier.

Ein kleines Heineken.

Die grossen Moretti-Dosen, also meine, sind bereits ausgetrunken. Die kleinen Heineken gehören eigentlich meiner Frau.

Weshalb meine Frau eigenes Bier im Kühlschrank hat, weiss ich nicht genau. Sie trinkt so selten Bier, dass es mich bereits überraschte, als sie die kleinen Heineken vor Kurzem kaufte.

Vielleicht war es Zufall.

Vielleicht eine Gegenoffensive.

Möglicherweise kaufte sie die kleinen Flaschen nur, damit sie irgendwann sagen kann:

«Das waren meine. Weshalb hast du sie getrunken?»

Ich werde es vermutlich nie erfahren.

Allerdings habe ich die deutliche Vorahnung, dass dieses verschwundene Bier noch zu einem Diskussionspunkt werden könnte.

Ein zweites steht noch im Kühlschrank.

Sie wird es überleben.

Ich sitze seitlich neben dem Haus. Für mich ist das die Ostseite. Andere Menschen behaupten, es sei die Südseite.

Ich verstehe das nicht.

Es gibt Kompassse. Es gibt Orientierungspunkte. Im Norden liegt der Jura. Natürlich zeigt diese Hausseite vielleicht ein wenig nach Südosten, aber für mich bleibt sie die Ostseite.

Die Südseite ist dort, wo die Sonne über den Tag steht.

Andere nennen ausgerechnet diese Seite Westen.

Entweder wird die Menschheit tatsächlich immer dümmer, oder die Evolution hat irgendwann unbemerkt den Rückwärtsgang eingelegt.

Unsere Vorfahren bauten Pyramiden. Wie genau sie das geschafft haben, beschäftigt die Menschheit, inklusive mir, bis heute. Ich bin mir jedoch ziemlich sicher, dass dafür Menschen notwendig waren, die sich wenigstens auf eine Himmelsrichtung einigen konnten.

Heute schaffen wir es nicht mehr, die Fassadenseiten eines gewöhnlichen Hauses eindeutig zu benennen.

Natürlich besteht eine geringe Möglichkeit, dass alle anderen recht haben und ich falschliege.

Für die Zukunft der Menschheit hoffe ich beinahe darauf.

Lassen wir das.

Menschen sind kompliziert.

Bei meinen Nachbarn ist inzwischen das Licht ausgegangen. Das Gewusel des Sonntags ist vorbei. Hinter den Fenstern sind die Häuser still geworden.

Vor mir stehen die Bananenpflanzen.

Im vergangenen Jahr, wahrscheinlich ebenfalls gegen Ende Sommer, bekam ich von meinen Nachbarn eine kleine Bananenpflanze. Ich dachte damals, ich hätte sie viel zu spät gesetzt und sie würde den nahenden Winter kaum überstehen.

Eigentlich setzte ich zwei Pflanzen.

Eine sehr kleine auf der linken Seite und eine grössere auf der rechten.

Inzwischen stehen bei der ursprünglich grossen Pflanze drei grössere und ein kleiner neuer Trieb. Aus der kleinen Pflanze sind drei weitere kleine geworden.

Sieben Bananenpflanzen.

Viele Menschen stellen sich eine Bananenpflanze vermutlich wie eine Palme oder einen gewöhnlichen Baum vor. Ein Stamm, einige Blätter und darunter Wurzeln.

So funktioniert sie aber nicht.

Unter der Erde breitet sich ein Wurzelstock aus. Daraus wachsen immer neue Triebe. Während oberirdisch noch alles nach einer einzelnen Pflanze aussieht, arbeitet sie unter dem Boden längst an ihrer Ausbreitung.

Das gefällt mir.

Ich muss eigentlich gar keinen Bananenwald pflanzen.

Ich muss nur warten, bis er selbst entsteht.

Wenn sie so weitermachen, stehen hier in drei oder vier Jahren auf wenigen Quadratmetern genügend Bananenpflanzen, um das Ganze zumindest mit etwas Grosszügigkeit als Wald bezeichnen zu können.

Kein besonders grosser Wald.

Aber immerhin.

Weiter oben verläuft die Bahnlinie. Dahinter stehen grosse Bäume und die höher gelegenen Häuser des Quartiers.

Ich mag diesen Garten.

Ich mag dieses Haus.

Und ich mag dieses Quartier.

Als wir hierherzogen, hatten wir lediglich die untere Wohnung gemietet. Mit der Zeit dachte ich, dass wir irgendwann wieder gehen müssten. Die Kinder wurden grösser, und der vorhandene Platz würde nicht mehr ausreichen.

Inzwischen haben wir das Haus gekauft und umgebaut.

Ein Ort, von dem ich dachte, dass wir ihn eines Tages verlassen müssten, ist zu unserem Zuhause geworden.

Manchmal erstaunt es mich, wie gerne ich hier bin. Früher dachte ich oft darüber nach, woanders hinzugehen. Heute sitze ich in meinem Garten und beobachte die Lichter eines Zuges.

Gerade fährt einer vorbei.

Der Regionalzug aus Richtung Burgdorf nach Solothurn.

Er fährt nicht besonders schnell. Trotzdem schiessen seine beleuchteten Fenster zwischen den Bäumen hindurch. Für einige Sekunden wirkt alles überraschend urban.

In meinem Kopf beginnt sofort ein Lied von Patent Ochsner zu spielen:

Dr Zug (fährt us dr Stadt).

Ich liebe diesen Song.

Vielleicht mag ich das Lied deshalb so sehr, weil ein Zug immer gleichzeitig Ankunft und Abschied bedeutet. Für die Menschen darin bewegt sich die Welt am Fenster vorbei. Für diejenigen, die draussen stehen, verschwindet der Zug selbst.

Danach liegt die Bahnlinie wieder im Dunkeln.

Weiter entfernt sehe ich die blinkenden Lichter eines Flugzeugs. Mehr ist davon nicht zu erkennen.

Ein Zug fährt nach Solothurn.

Ein Flugzeug fliegt irgendwohin.

Und ich sitze hier.

Das Buch ist beinahe fertig.

Dieser Gedanke fühlt sich noch immer eigenartig an. Vor einem Monat wollte ich lediglich einige alte Texte hervorholen und meine Gedanken ordnen. Plötzlich lag der Anfang eines Buches vor mir.

Inzwischen fehlt nicht mehr viel.

Vielleicht zwei Texte.

Vielleicht nur noch die richtigen Worte.

Der mittlere Gedankentext ist wichtig. Zu wichtig, um ihn zu suchen. Wenn ich mich hinsetze und beschliesse, jetzt etwas Bedeutendes darüber zu schreiben, was aus dem Künstler von früher geworden ist, entsteht vermutlich genau das, was ich nicht möchte.

Ein Text, der weiss, dass er ein Text sein soll.

Also warte ich.

Er muss mich finden.

Vielleicht tut er das gerade.

Am 16. August hatte ich Geburtstag. Mein Vater am 17.

Wenn unsere beiden Geburtstage vorbei sind, geht der Sommer langsam zu Ende.

Das war schon immer so.

Heute, am 23. August, war ich mit meiner Frau und den Kindern bei ihm. Es war ein schöner Tag.

Mein Vater und ich haben eine spannende Beziehung.

Spannend ist ein praktisches Wort. Man kann damit sehr viel sagen, ohne etwas erklären zu müssen.

Vor Kurzem sprach ich mit einem Freund über unsere Väter. Dabei stellten wir fest, dass viele Männer aus dieser Generation nie gelernt haben, offen über ihre Gefühle zu sprechen.

Vielleicht wirkt das von aussen wie emotionale Verkümmern.

Das klingt hart.

Und wahrscheinlich ist es auch zu einfach.

Sie wurden anders erzogen. Gefühle waren etwas, das man mit sich herumtrug, nicht etwas, worüber man sprach. Sie erwarteten nicht ausdrücklich, dass ihre Söhne ihnen zuhören oder ihre Gedanken und Sorgen mittragen.

Und trotzdem geschieht genau das.

Man hört ihnen zu.

Man versucht, sie zu verstehen.

Man wird zum Freund, zum Berater und manchmal beinahe zum Psychologen.

Dadurch kann eine Nähe entstehen, die gleichzeitig echt und unvollständig ist. Man ist dankbar für das Vertrauen des eigenen Vaters und merkt dennoch irgendwann, dass man manchmal etwas anderes gesucht hat.

Keinen Freund.

Keinen Menschen, den man beraten muss.

Sondern einfach einen Vater.

Das bedeutet nicht, dass ich undankbar bin. Im Gegenteil. Ich bin dankbar für die Beziehung, die wir haben. Vielleicht ist sie nicht in jedem Moment diejenige, die ich mir als Sohn gewünscht hätte. Aber sie ist da.

Und eine unvollkommene Beziehung, in der man einander begegnet, ist für mich immer noch besser als gar keine.

Garantiert wird mein Sohn in einigen Jahren ebenfalls mit einem Freund zusammensitzen und über meine Generation von Vätern sprechen. Wahrscheinlich wird er Dinge an uns erkennen, die wir heute nicht sehen können.

Möglicherweise hält er uns dann auf eine vollkommen andere Art für emotional verkümmert.

Jede Generation kennt die Fehler der vorherigen.

Die eigenen entdeckt meistens erst die nächste.



Astronaut

Erzählgedicht



Meine Rakete ist startklar.
Der Countdown läuft.

Während die letzten Sekunden vergehen,
verblassen meine Erinnerungen
wie die Sonne am Horizont.

Viel habe ich nicht mitgenommen.
Nur das, was ich brauche:
meinen Astronautenanzug,
eine Flasche Jack
und einen Liegestuhl.

Tschüss gesagt habe ich niemandem.
Kein letzter Blick,
kein letztes Wort.

Vielleicht ist es besser so.
Vielleicht tut es gerade deshalb
ein wenig weh.

*Ich wollte schon immer Astronaut sein,
auf dem Mars, so ganz allein.
Dort oben würde ich dann sitzen
und den Sternen beim Sterben zusehen.*

*Und wäre die Flasche irgendwann leer,
käme ich zurück und holte mir eine neue.
Und bevor das jemand bemerkt,
wäre ich längst wieder fort.*

Am Horizont beginnt etwas zu leuchten.
Nicht das Licht der Sterne.
Nicht die Sonne.

Blaues Licht durchbricht die Dunkelheit,
und Sirenen zwängen sich durch den Wind.
Erst leise,
dann immer lauter.

Dabei kann ich doch gar keine Rakete fliegen.
Nicht bis zum Mond
und schon gar nicht bis zum Mars.

Ich sitze mit meiner Flasche
im Liegestuhl auf der Startbahn der NASA
und blicke hinauf in den Himmel.

Der Countdown ist verstummt.
Die Rakete hebt nicht ab.

Ich nehme an,
sie kommen mich jetzt holen.

Sie werden mich mitnehmen
und mich fortbringen.

Wohin, weiss ich nicht.

*Ich wollte schon immer Astronaut sein,
auf dem Mars, so ganz allein.*

*Dort oben würde ich dann sitzen
und den Sternen beim Sterben zusehen.*

*Und wäre die Flasche irgendwann leer,
käme ich zurück und holte mir eine neue.
Und bevor das jemand bemerkt,
wäre ich längst wieder fort.*

